

# Nichts was ist, muss sein

Von Yann Wermuth und Cédric Wermuth

Der Alltagsverstand sagt uns, dass es bei Ideologien und IdeologInnen um individuelle Überzeugungen geht. Ideologien sind demnach Überzeugungen, die andere Menschen wider die Vernunft, unveränderliche Sachzwänge oder Wahrheiten behaupten. *Der Killersatz politischer Diskussionen:* »Das ist jetzt aber sehr ideologisch!« Der Vorwurf des Ideologischen ist eine rhetorische Immunisierungsstrategie: Ideen, Vorstellungen und politische Konzepte, die weit ausserhalb dessen liegen, was man selbst vertritt oder für *wahr* hält, werden so diskreditiert. IdeologInnen sind demnach Personen, die von etwas überzeugt sind, das wahlweise unrealistisch, weltfremd, utopisch, naiv oder falsch ist. In politischen Debatten ist scheinbar schnell ›klar‹, wer ideologisch ist und wer nicht. Abhängig davon, was als die vernünftige, realistische Meinung gilt, sind die Abweichungen dazu *ideologisch*. Ideologisch ist, wer abweicht vom Spektrum der als normal geltenden, scheinbar pragmatischen Überzeugungen. Ideologie in dieser Weise zu verstehen, hat einen klaren – nota bene ideologischen – strategischen Vorteil: was auch immer herrschende allgemeine Meinung ist, *kann nicht* ideologisch sein.

## Die Ware als erstes ideologisches Phänomen

In Marx' Arbeiten wird der Begriff des Ideologischen nun allerdings nicht in der oben umrissenen Bedeutung verwendet. Marx wendet sich vielmehr gerade gegen die idealistische Position, dass die Welt sich primär nach Ideen richte. Vielmehr sei die ›Wahrheit‹ hinter den Ideen in den konkreten Produktions- und Machtverhältnissen und den entsprechenden Interessenlagen zu suchen. Daher der berühmte Abschnitt in der Deutschen Ideologie: »Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d.h. die Klasse, welche die herrschende *materielle* Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende *geistige* Macht. [...] Die herrschenden Gedanken sind weiter Nichts als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse, die als Gedanken gefassten herrschenden materiellen Verhältnisse.« (MEW 3, 46/Hervorhebungen im Original). Es lassen sich im Gesamtwerk von Marx noch andere, nicht ganz trennscharfe Verwendungen des Ausdrucks ausmachen (ausführlich zu den verschiedenen Bedeutungen des Ideologiebegriffs bei

Marx und den MarxistInnen vgl. die Artikel von Garo, Reitz, Rehmann und Wolff im Historisch-Kritisches Lexikon des Marxismus [2004] und Reitz [2014]). Uns interessiert hier besonders Marx' Begriff der Ideologie als »notwendig verkehrtes Bewusstsein«. In der Auseinandersetzung mit der politischen Ökonomie im ersten Band des Kapitals beginnt er diesen mit folgendem methodischen Hinweis zu erforschen: »Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ›ungeheure Warensammlung«, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware« (MEW 23, 49). Was also ist eine Ware?

»Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, dass sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, dass sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. [...] Woher entspringt also der rätselhafte Charakter des Arbeitsprodukts, sobald es Warenform annimmt? Offenbar aus dieser Form selbst« (MEW 23, 85).

Stellen wir uns vor, wir befinden uns in einer von der modernen Welt völlig abgeschnittenen Gemeinschaft im Urwald. Es gibt keinen Strom, kein Mobilfunknetz und kein Internet. Diese Gemeinschaft lebt autark. Welchen Wert hätte ein Smartphone in dieser Gemeinschaft? Keinen! Ein Smartphone, das ich nicht gebrauchen kann, hat keine Nützlichkeit, keinen Gebrauchswert. Der Gebrauchswert eines Dinges ist von seinem Preis unabhängig. Egal wie viel das Smartphone in einer anderen Gesellschaft gekostet haben mag, in der Urwald-Gemeinschaft hat es keinen Nutzen und keinen Preis. Nur unter den konkreten Verhältnissen des Kapitalismus hat es Gebrauchswert und einen Preis. Was sich uns als der Preis eines Smartphones präsentiert, sein ›Tauschwert‹, ist also von gesellschaftlichen Umständen abhängig – davon, wie die Gesellschaft um es herum organisiert ist.

Auch die Menschen im Urwald stellen Dinge her. Einen Tisch können sie durchaus gebrauchen. Aber ist das schon eine Ware? Einen Tauschwert hat der Tisch nämlich keinen. Es käme niemandem in den Sinn, dem Tisch irgendeinen monetären Wert zuzuschreiben. Er wird nicht verkauft – es gibt keinen Markt und keinen Handel, keine ›Warenzirkulation‹ (MEW 23, 109ff). Marx betont in seinen Untersuchungen immer wieder: Es ist die kapitalistische Produktionsweise, die verlangt, dass ein Ding als Ware gehandelt wird, was ihm erst einen Tauschwert verleiht, den wir als Preis kennen. Dinge haben von Natur aus keinen Preisetikett. Nur wenn wir in einer Gesellschaft leben, in der Dinge (oder auch Dienstleistungen) für einen Markt produziert werden, müssen sie einen Tauschwert erhalten.

Marx erkennt in dieser Verwandlung von Dingen in Waren einen mythischen, fast religiösen Kern des Kapitalismus: »[S]obald [der Tisch] als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne« (ebd.). Ding und Ware sind also auseinanderzuhalten. Die Warenform und mit ihr die soziale Institution des Marktes ist nichts, was natürlich gegeben wäre oder historisch immer so war.<sup>1</sup> Vielmehr ist sie die Erscheinungsform einer bestimmten, konkreten, historischen Gesellschaftsformation. Marx zeigt übrigens in seiner Untersuchung der Genese des Kapitalismus eindrücklich, wie irreführend die – auch in der Mainstreamwissenschaft – weit verbreitete Meinung ist, der Kapitalismus sei gleichsam friedlich aus urzeitlichen, spontanen Tauschvorgängen entstanden. Vielmehr musste die Konzentration der Produktionsmittel, die Warenförmigkeit und mit ihr die notwendige Disziplin der Lohnabhängigen in blutigen Kämpfen und brutaler Repression durchgesetzt werden (vgl. dazu z.B. das Kapitel zur »ursprünglichen Akkumulation«, MEW 23, 741–91). Obwohl sich uns die Welt heute also als weitgehend warenförmig – kapitalistisch eben – präsentiert (alles ist käuflich), als wäre das immer schon so gewesen, ist diese Form des sozialen Verhältnisses bloss ein historisch Gewordenes. Viele gesellschaftliche Formationen vor dem Kapitalismus (und parallel dazu ausserhalb des kapitalistischen Zentrums) stellten andere Formen der gesellschaftlichen Bedürfnisbefriedigung ins Zentrum. Im Verhältnis zwischen leibeigenem Bauern und Lehnsherren im Mittelalter spielte die Ware eine marginale Rolle. Die beiden tauschen keine Waren sondern Lehen: Ansprüche, die sich aus der Ständelogik der Feudalgesellschaft ableiten und nicht, weil der bäuerliche Weizen eine handelbare Ware gewesen wäre.

Damit Weizen also zu einer Ware wird, brauchen wir einen Markt. Erst dort werden Produkte gegen andere Produkte, resp. dazwischentretendes Geld, eingetauscht. Marx fragt sich, was es uns ermöglicht, unterschiedliche Waren miteinander zu vergleichen und unterschiedliche Mengen verschiedener Waren z. B. als gleich (teuer) anzusehen. Woher kennen wir also den Wert einer Ware? Wie wird die Warenform bestimmt?

Beim Kauf einer Ware tausche ich Geld, das ich in der Regel aus Lohnarbeit erhalten habe, gegen eine Ware, z. B. ein Smartphone. Ich weiss, was ich verdiene, und ich weiss, was ein Smartphone kostet (sagen wir 500 Franken). Das macht es mir möglich, den Wert dieses Smartphones mit allen anderen Waren zu vergleichen. Zum Beispiel mit einem Holztisch, der 1000 Franken kostet. Also kann ich sagen: »Der Wert eines Tisches entspricht zwei Smartphones.« Da Smartphone, Tisch und Lohn in Geld

bezahlt werden, könnte ich auch sagen, dass ein Lohn von 5000 Franken zehn Smartphones oder fünf Holztischen entspricht. Das gilt auch für jede andere Ware. Man kann seinen Lohn in Kaugummis à 20 Rappen ausdrücken (das wären im Beispiel 25'000 Kaugummis), aber: »[D]ie Verrücktheit dieses Ausdrucks [springt] ins Auge« (ebd.). Es mag verrückt klingen, einen Lohn in Kaugummis auszudrücken, aber der Ausdruck ist korrekt. Weshalb? Weil wir, indem wir alle Waren und alle Leistungen, die wir erbringen, auf das von Marx als »allgemeines Äquivalent« (MEW 23, 84) bezeichnete Geld beziehen, implizieren, dass eine Arbeitsleistung, die mit 5000 Franken entlohnt wird, genau so viel wert ist, wie die Waren, die damit erworben werden können. Durch den Ausdruck aller Waren, auch der Ware Arbeitskraft (wir kommen gleich auf den Lohn zurück) in Geld, wird es möglich, alles *im Bezug darauf, wie wertvoll es ist*, mit allem anderen zu vergleichen.<sup>2</sup>

Wir schreiben also den Dingen eine Eigenschaft zu (den Tauschwert), den sie ursprünglich gar nicht haben, *damit* wir sie als Waren untereinander tauschen können. Gleichzeitig ›müssen‹ wir so tun, als ob diese Zuschreibung von Eigenschaften nicht als blosser Zuschreibung stattfindet, sondern beschreibe, was in den Waren selbst enthalten sei. Ohne vergleichbare Werte existiert keine Warenzirkulation, ohne Warenzirkulation wiederum auch keine Ware. Die Sache verschleiern notwendig, sofern sie als Ware erscheint, was sie ist, und zwingt uns, sie *falsch* zu behandeln, d. h. sie so zu behandeln, *als ob* ihr tatsächlich ein Tauschwert innewohne. Als ob ihr Wert in gleicher Weise eine Eigenschaft wäre, wie es ihre Farbe ist:

»Könnten die Waren sprechen, so würden sie sagen, unser Gebrauchswert mag den Menschen interessieren. Er kommt uns nicht als Dingen zu. Was uns aber dinglich zukommt, ist unser Wert. Unser eigener Verkehr als Warenderinge beweist das. Wir beziehn uns nur als Tauschwerte aufeinander. Man höre nun, wie der Ökonom aus der Wareseele heraus spricht: ›Wert [...] ist Eigenschaft der Dinge, [...]. Wert in diesem Sinn schliesst notwendig Austausch ein, Reichtum nicht. Reichtum [...] ist ein Attribut des Menschen, Wert ein Attribut der Waren. Ein Mensch oder ein Gemeinwesen ist reich; eine Perle oder ein Diamant ist wertvoll... Eine Perle oder ein Diamant hat Wert als Perle oder Diamant.‹ Bisher hat noch kein Chemiker [Tausch]Wert in Perle oder Diamant entdeckt« (MEW 23, 98).

Obwohl der Chemiker nie Tauschwert entdecken wird, sind im Kapitalismus gewisse Dinge wertvoller als andere. Obwohl die Eigenschaft Wert zu besitzen ›bloss‹ gesellschaftlich bedingt ist, ist sie deswegen nicht weniger wirksam. Was aber ist Wert?

Marx stützt sich zur Klärung dieser Frage auf die Arbeitswerttheorie. Diese behauptet im Kern: Weil die Menschen »[...] ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie

ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es« (MEW 23, 88). Der Wert einer Ware, so die Werttheorie, wird bestimmt durch die Arbeit, die man zur Herstellung dieser Ware benötigt (genauer: die *im Durchschnitt* notwendige Arbeitszeit zur Herstellung der Ware). Wir müssen, so Marx, damit der Austausch von Waren überhaupt möglich ist, sie in Bezug auf ihren Wert gleichsetzen, d.h. in Bezug auf die durchschnittliche Arbeitszeit zur Herstellung einer Ware. So kann die Gleichsetzung völlig unterschiedlicher Dinge wie Lohn, Smartphone oder Kaugummi erst geschehen.<sup>3</sup> Arbeit, die Tauschwert schafft und diese Gleichsetzung unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen ermöglicht, nennt Marx abstrakte Arbeit – im Gegensatz zur konkret-nützlichen Arbeit, die Gebrauchswert schafft und daher in allen, auch nicht-kapitalistischen Verhältnissen existiert.

### **Ist meine Arbeit eine Ware wie jede andere?**

Die Vorstellung des Äquivalenzttausches auf einem Markt als eines Tausches von Dingen gleichen Werts durch gleiche und freie Partner dominiert die Vorstellung von Ökonomie und Gesellschaft in kapitalistischen Verhältnissen, also in der bürgerlichen Gesellschaft (diese und nur diese Gleichheit und Freiheit meinen übrigens die Rechten und Liberalen). Diese Vorstellung erfasst auch den Lohn. Die meisten Beschäftigten arbeiten in einem Lohnverhältnis, d. h. sie sind in einem Unternehmen angestellt. Der Alltagsverstand sagt uns, dass wir einen Lohn erhalten, der dem Wert der geleisteten Arbeit entspricht: »Auf der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft erscheint der Lohn des Arbeiters als Preis der Arbeit, ein bestimmtes Quantum Geld, das für ein bestimmtes Quantum Arbeit bezahlt wird. Die Arbeit selbst wird also als eine Ware behandelt. Man spricht hier vom Wert der Arbeit und nennt seinen Geldausdruck ihren nothwendigen und natürlichen Preis« (MEW 23, 557).

Nur, wäre dem so, könnte kein Unternehmen mit dem Verkauf von Waren oder Dienstleistungen Profit erzielen. Würde die Arbeit zu ihrem wirklichen Wert entlohnt – entsprechend dem Verkaufspreis der hergestellten Güter –, könnte kein Kapitalist mehr Geld verdienen. Angestellte würden nicht mehr Geld einbringen als sie kosten. Man braucht kein grosser Ökonom zu sein, um zu sehen, dass dies das Ende des Kapitalismus wäre. Tatsächlich muss also etwas anderes geschehen. Der Arbeitgeber kauft sich genau besehen nicht die Arbeit des Arbeitnehmers. Sondern er erwirbt sich durch das Lohnversprechen – den Arbeitsvertrag – für eine bestimmte Zeit die Verfügungsgewalt über die Arbeitskraft der ArbeitnehmerInnen. So entsteht der Schein, »dass das, was vom Kapitalisten bezahlt wird, ihre Arbeit selbst ist und nicht ihre Arbeitskraft« (Rancière, 2015, 151). Die gängigen Begriffe verschleiern hier die Realität, anstatt sie zu beschreiben:

Wer Arbeitskraft *nimmt*, gilt als Arbeitgeber, obwohl er Arbeits(kraft) vom Arbeitsnehmer *nimmt* – diese/r sie also *gibt*. Darüber hinaus wird aus der Unterscheidung zwischen dem tatsächlich realisierten Verkaufswert, den die Verausgabung von Arbeitskraft generiert, und dem Lohn etwas klar: Profit entsteht, weil Arbeit nicht gemäss ihrem eigentlichen Wert bezahlt wird. Profit ist nur möglich, weil die ArbeiterIn dem Unternehmen einen Teil ihrer Arbeitskraft unwissentlich gratis zur Verfügung stellen muss:

»Obgleich nur ein Teil des Tagewerks des Arbeiters aus *bezahlter*, der andre dagegen aus *unbezahlter* Arbeit besteht und gerade diese unbezahlte oder Mehrarbeit den Fonds konstituiert, woraus der *Mehrwert* oder *Profit* sich bildet, hat es den Anschein, als ob die ganze Arbeit aus bezahlter Arbeit bestünde. Dieser täuschende Schein ist das unterscheidende Merkmal der *Lohnarbeit* gegenüber andern *historischen* Formen der Arbeit. Auf Basis des Lohnsystems erscheint auch die *unbezahlte* Arbeit als *bezahlt*« (MEW 16, 134f). Damit entpuppt sich der Kapitalismus als ein System der immanenten, verschleierte ökonomischen Ausbeutung.

### **Was also tun gegen die Ideologie?**

Nach Marx ist Ideologie also eine verschleierte und falsche Vorstellung von den eigentlichen gesellschaftlichen Verhältnissen. Im Kapitalismus ist zum Beispiel im Lohn die eigentliche Ausbeutung der Arbeitskraft verschleiert – Ideologie ist tief in allen alltäglichen ökonomischen Beziehungen eingegraben. Marx deckt den ideologischen Kern der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft auf. Er zeigt, dass es eine ideologiefreie Gesellschaft nicht gibt, schon gar nicht eine ideologiefreie bürgerliche Gesellschaft. Er zeigt in detaillierten Ausführungen, wie das, was uns als unabänderlich und schon zu allen Zeiten als gegeben erscheint, tatsächlich bloss Ausdruck einer bestimmten Epoche ist und damit bedingt durch die entsprechenden Verhältnisse von Macht und Herrschaft. Die kapitalistische Gesellschaft verkauft sich selber als Gesellschaft freier und gleicher Menschen, die frei und gleich miteinander handeln – während sie tatsächlich auf der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beruht. Diese Alltagsideologie ist unglaublich wirkungsmächtig. Und sie wird ständig durch intellektuelle Produktion und Alltagspraktiken stabilisiert. Marx gibt uns eine, wie wir meinen, bis heute unvergleichlich starke Methode mit, wenn es gilt, die Verhältnisse zu kritisieren, sie als ideologisch zu entlarven. Etwas allgemeiner formuliert: Zu sagen, dass ›die Realität‹ Richtmass dafür sein könne, was ideologisch ist und was nicht, unterschlägt, wie stark kapitalistische Ideologie die Einrichtung der Realität prägt und immer noch prägt.

Wenn Marx' Einsicht zutrifft, dass es bei Ideologien auch um *sachliche* Verschleierungen und Mystifikationen geht, dann ist z. B. bereits *der Markt* – wenn man dem politischen Mainstream glauben will – die Lösung für so

gut wie alle Probleme unserer Gesellschaft – sachliche Erscheinungsform von Ideologie, genau wie Ware und Lohn. *Der Markt* ist Ausdruck einer Ideologie. Durch ihn wird mystifiziert und verschleiert, was der Mensch ist. Nicht weil der Mensch ›an sich‹ egoistisch ist, ist der Markt die beste Lösung für alle unsere Probleme. Im Gegenteil: Weil wir Menschen einer Organisationsform wie dem Markt ausgesetzt sind, projizieren wir *rückwirkend* Eigenschaften, die zunächst der Markt ›in‹ uns hervorgebracht hat, als ewiges und eigentliches Wesen auf uns zurück. *Nicht* weil wir Menschen natürlicherweise KonkurrentInnen sind, gibt es den Markt, sondern umgekehrt: Weil wir dem Markt unterliegen, (miss)verstehen wir uns als KonkurrentInnen. Im gleichen Sinne missverstehen wir den Tauschwert eines Dinges als natürliche Eigenschaft des Dinges. Die gesellschaftlichen Dinge wie Wert, Lohn, Preis etc., sind aber *als Phänomene* selber Teil einer *Ideologie*.

Der Alltagsverstand hält die kapitalistische Produktionsweise für unveränderlich, natürlich und also jeder Versuch der Veränderung widernatürlich. Das ist der Kern der bürgerlichen Herrschaftsideologie. Die Erscheinungsformen dieser Produktionsweise erzeugen dieses so wirkmächtige Bewusstsein. Dieses Bewusstsein wird tagtäglich bearbeitet und reproduziert – durch unser praktisches Handeln genauso wie durch bewusste oder unbewusste Ideologieproduktion von Medien, Kultur, Wissenschaft, Politik und vielen anderen. Wer meint, das Ideologische pralle ›von aussen‹ auf die vernünftige Realität, bleibt in »den Verhältnissen der Warenproduktion befangen« (MEW 23, 88). Mit Marx muss umgekehrt auch gegen eine verkürzte Ideologiekritik von links argumentiert werden: Es genügt nicht, nur ›Diskurskritik‹ zu üben. Bewusstsein lässt sich nicht einfach nur durch Arbeit an Begriffen und Ideen verändern. Es sind nicht einfach die Begriffe, die die Wirklichkeit falsch beschreiben – die Wirklichkeit selber ist falsch eingerichtet. Es sind die Verhältnisse selbst – besser: die Erscheinungsformen, die sie annehmen –, die die so wirkungsmächtige Illusion erzeugen, die kapitalistische Produktionsweise sei unveränderlich. Und genau deshalb muss jede Ideologiekritik letztendlich auf die Veränderung dieser Verhältnisse selbst abzielen. Das aufgedeckt zu haben, ist vielleicht Marx' grösste Leistung. Wenn nämlich nichts, was ist, ewig so sein muss, dann ist alles, was ist, vor allem eines: veränderbar.



## Fussnoten

1 Marx zeigt in seiner Untersuchung der Genese des Kapitalismus eindrucklich, wie irreführend die – auch in der Mainstreamwissenschaft – weit verbreitete Meinung ist, der Kapitalismus sei gleichsam friedlich aus urzeitlichen, spontanen Tauschvorgängen entstanden. Vielmehr musste die Konzentration der Produktionsmittel, die Warenförmigkeit und mit ihr die notwendige Disziplin der Lohnabhängigen in blutigen Kämpfen und brutaler Repression erstritten werden. Vergleiche dazu z. B. das Kapitel zur »ursprünglichen Akkumulation« (MEW 23, 741–91).

2 Man muss sich darüber im Klaren sein, dass Marx hier eine Analyse vornimmt, also keineswegs sagen will, dass Arbeiten, die tief entlohnt werden, auch weniger wert seien. Aber der Kapitalismus behandelt Arbeit eben so, und gerade heute ist das Verhältnis von wirklichem Wert der Arbeit (dem Nutzen für die Gemeinschaft) und der Tauschwert der Arbeit (der Lohn) komplett aus dem Lot geraten. Während Pflegearbeit zuhause keinen kapitalistischen Wert besitzt, werden CEOs in einer Art und Weise entlohnt, die dem Wort Verdienst jeglichen Sinn raubt.

3 Geld alleine kann dies übrigens nicht erklären. Mit Geld verhält es sich nicht anders als mit dem Tauschwert. Geld an sich, die Banknote, die wir in den Händen halten, ist an sich so gut wie gar nichts wert. Ich kann damit im Urwald nichts anfangen. Trotzdem erscheint uns Geld geradezu als der Ausdruck von Wert überhaupt. Das nennt Marx den »Geldfetisch« (MEW 23, 108). Wir schreiben dem Geld eine Macht zu, die es nur hat, weil diese Macht aus einer gesellschaftlichen Übereinkunft entsteht. Es scheint, als hätte Geld an sich bereits konkreten, materiellen Wert. Geld ist aber nur allgemeines Äquivalent, weil wir alle uns so verhalten, als wäre es allgemeines Äquivalent.

## Literatur

Garo, Isabel (2004): Ideologie, in: Haug, Fritz Wolfgang (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Berlin, 680–90

Marx, Karl (1962): Das Kapital Band I. In: Marx Engels-Werke Band 23. Berlin

Marx, Karl und Engels, Friedrich (1990): Die deutsche Ideologie. In: Marx Engels-Werke Band 3. Berlin

Rancière, Jaques (2015): Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie von den Manuskripten von 1844 bis zum Kapital. In: Das Kapital lesen. Wolf, Otto F. [Hg.], übers. Wolf, Otto F. und Pfaffenberger, Eva. Münster, 105-208

Rehmann, Jan (2004): Ideologietheorie, in: Haug, Fritz Wolfgang (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Argument Verlag, 717–60

Reitz, Tilman (2004): Ideologiekritik, in: Haug, Fritz Wolfgang (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Berlin, 690–717

Reitz, Tilman (2014): 5. Politik und Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft, in: Artus, Ingrid et. al. (Hrsg.): Marx für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden, 82–108

Wolff, Rick (2004): Ideologische Staatsapparat, in: Haug, Fritz Wolfgang (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Berlin, 761–72